



NACHLESE ZUM FORUM AM 9.10.07

In diesem Forum schlug Andrea Schmidbauer vor, über die Liebe zu reden. Wir gaben am Schluss des Gesprächs dann alle zu, über dieses Thema einigermaßen überrascht gewesen zu sein – anscheinend ist es in psychosozialen Kontexten doch eher unüblich, obwohl es – gerade in Paartherapien – vielen Menschen darum geht. Lässt sich „Liebe“ überhaupt besprechen oder gar definierend festnageln? Kann man einem so vielfältig verwendeten Begriff noch mit Offenheit (Liebe?) begegnen? Schon in einem ersten Ansatz zeigte sich, dass wir damit Unterschiedliches assoziieren, sodass nicht klar ist, was genau wir daran ablehnen oder mögen. Also baten wir Andrea Schmidbauer, uns zu erzählen, was sie darunter versteht. Liebe in ihrem Sinn ist etwas Unschuldiges, Kindliches. Sie hat mit staunender Freude und Zuneigung allem möglichen gegenüber zu tun, das nicht bewertet wird, sondern ist, wie es ist. Sie ist losgelöst von den einzelnen Personen und macht frei im Kopf und im Herz. Sie begegnet dem Thema oder dem Menschen, das bzw. der gerade da ist, mit Offenheit und lässt geschehen, was geschieht, stellt nur den Rahmen zur Verfügung. Es handelt es sich um eine Haltung, eine Lebensbewegung, mit der ein Mensch der Welt begegnen und die er auch kultivieren kann. Da sie aber nur wirksam wird, wenn sie tief innen so gemeint ist, kann sie nicht im Sinn einer Strategie eingenommen werden. Worin sie besteht? Zuerst in einer Grundbereitschaft – darauf vertrauen, dass sich Liebenswertes (an dem jeweiligen Menschen, an der Situation) finden lassen wird, wenn ich dafür offen bin. Dann in einer aktiven Suche nach Liebenswertem - sich berühren lassen und bemerken, dass das mit beiden etwas macht. Liebe in diesem Sinn ist Staunen, Interesse, ein unschuldiger und unmittelbarer Blick auf die Welt, Nähe zu dem was da ist. Sie fühlt sich leicht und unbeschwert an, muss zu nichts führen, muss nicht bewertet, nicht in Bezüge von Geben und Nehmen eingebunden werden. Sie will nichts und ist überall möglich. Sie muss nicht erwidert werden, das Erlebte selbst ist schön. Sie ist nicht erhaben, erfordert kein Bemühen, eröffnet Raum für Kindliches. Sie ist unspektakulär und unsensationell. Es ist natürlich auch möglich, dass man etwas will - aber das Wollen ist absichtslos und äußert sich in derselben Haltung. Es kann sein, dass sich eigene Bedürfnisse einmischen oder der Rahmen des Geschehens andere Werte mit enthält - das alles ist aber kein Hindernis dafür, in dieser dann gegebenen Lage die Haltung der Liebe einzunehmen. Diese ist überall und jedem gegenüber möglich. Sie ist sich genug – man sucht nach ihr, um ihrer selbst willen und findet darin alles. Dabei geht es weniger darum, etwas Großartiges zu tun, als etwas ganz Kleines zu lassen – ein wenig vom starren Blick, ein wenig vom Perfektionismus, ein bisschen was vom Urteilen und Bewerten.

Mit der hier beschriebenen Haltung konnten einige von uns etwas anfangen – den Begriff „Liebe“ dafür zu verwenden, erschien jedoch nicht allen angebracht. Manche empfinden ihn als zu „gewichtig“, zu sehr mit Nähe assoziiert – und würden ihn deshalb im Zusammenhang mit KlientInnen nicht verwenden wollen. (Anm.: Ich persönlich assoziiere die genannte Haltung übrigens auch mit Nähe – die Frage ist für mich allerdings, wem oder was ich da nahe komme. Für mich bedeutet sie, dem gegenwärtigen Augenblick, dem was gerade da ist, nahe zu sein.) Deutlich abgesetzt wurde die beschriebene Haltung vom Begriff der „Verliebtheit“ (Anm.: obwohl mir persönlich Momente der Verliebtheit zu allem Möglichen – Stichwort „Bergblumen“ – das Herz öffnen und mir damit den Weg weisen zu der beschriebenen Haltung.) Andrea Schmidbauer wollte wissen, ob wir das kennen, was sie meint – und wie wir es nennen würden. „Wohlwollen“ wurde genannt, auch „Wertschätzung“ (obwohl dieser Begriff einen irgendwie ökonomisierenden Nebengeschmack hat), „bedingungslose Grundoffenheit“, auch „Mögen“ und „gern Haben“ (damit andere nicht erschrecken vor seiner Schwere). Nichts zu tun hat die genannte Haltung aus unser aller Sicht mit dem inflationären „to love something“ im englischen Sprachraum. (Anm.: Ich persönlich gestehe mir in letzter Zeit zu, manche Begriffe zu mögen und zu verwenden, obwohl sie so



unterschiedlich missbraucht und gebraucht werden – „Liebe“ gehört dazu, auch „Gott“, „Seele“ oder „Glück“.) Über die Frage, weshalb es zuweilen geradezu blamabel erscheint, zu bekennen, dass man „liebt“, kamen wir zu der von manchen beschämend erlebten Beziehungssituation, in der der/die eine sagt: „Ich liebe dich“ und der/die andere meint: „Ich nicht.“ Reithmayr fragte, wieso eine Liebe, die nicht erwidert werde, blamabel sei. Handle es sich dabei denn um ein Geschäft, in dem ein ökonomisches Gleichgewicht bestehen müsse, damit es nicht an der Ehre rühre? Es wurde dann gefragt, ob der Begriff vielleicht einen Raum der Erhabenheit brauche, damit man damit im Zusammenhang nicht in den Geruch des „Kindischen“ komme. Ich persönlich wehrte mich sowohl gegen das „Erhabene“ als auch gegen die Zumutung, nichts mehr wollen zu dürfen, wenn man wirklich liebt. Schmidbauer meinte, etwas wollen sei bei der Haltung, von der sie redet, kein Problem – das Wollen habe aber etwas Absichtloses. Reithmayr sprach dann von dem Verhältnis, das man zu ganz kleinen Kindern habe: man tut, was anliegt, freut sich wenn etwas Kleines zurückkommt, hält das ganze aber für eher unspektakulär und unsensationell und redet nicht groß darüber. Im Zusammenhang mit der Frage, ob „Liebe“ ein Gegenüber brauche und wenn ja welches, kamen dann auch noch andere Begriffe in unser Gespräch hinein: „Gott“, das „Leben“. Andrea Schmidbauer meinte, es sei für sie absurd, Gott und die Heiligen zu lieben und fragte mich (die ich das immer wieder tue) wie es denn so sei. Ich konnte darauf nicht so recht antworten, weil ich mich schämte. Für sie ist jedenfalls „Lebenslust“ ganz etwas anderes als „Liebe zum Leben“. Letztere könne alles lieben, auch das Schwache und Unlust Bereitende. Es wurde gefragt, ob man auch den Tod lieben könne (Stichwort Suizid). Es wurde außerdem gefragt, ob eine Liebesbeziehung jenseits aller ökonomischen Abgleichungen von Geben und Nehmen überhaupt funktionieren könne. Ich meinte, dass „Liebe“ so wie sie Andrea Schmidbauer versteht, unter allen gegebenen Rahmenbedingungen (auch ökonomischen) möglich sei. Ich verbinde sie mit dem Begriff der „Dankbarkeit“ für das, was schon geschehen, was schon da ist – was ich also nicht mehr erwarten, erhoffen, hervorrufen muss. Wir überlegten dann noch, welche Begriffe sich mit der Schmidbauer’schen Liebe gut verbinden lassen und welche nicht: Selbstliebe, Demut, Dankbarkeit, Bedeutungslosigkeit, Wohlwollen, Leichtigkeit passen gut – Perfektionismus, Bemühen, und alles Überhöhende, Schwere, Bedeutsame, Anstrengende, Bewertende passen schlecht. Schmidbauer meinte zum Schluss, dass es ihr bloß darum gehe, sich von Mal zu Mal ein klein wenig zu öffnen, um ein Fünkchen des Berührenden in der Situation oder im anderen zu finden – etwas, das der Achtsamkeit ein wenig Nahrung gibt und in die „Liebe“, die sie meint, hineinzieht.

SABINE KLAR